

Editorial

Was hat uns Walther von der Vogelweide heute noch zu sagen? Was soll dieses „Ich saz uf eime steine und dahte bein mit beine“? Dieser aufgestützte Ellenbogen? Die Hand am Kinn? Lehrerfragen.

Der Kulturwissenschaftler weiß, dass dies eine traditionelle, also eigentlich unoriginelle Denkerpose ist, die kaum modifiziert bis zu Rodins bekannter Statue erhalten bleibt. Und was geht uns das nun an?

Freundlicherweise sagt uns der Dichter (anders als Rodins *Denker*), worüber er nachdenkt: über seine Lebensziele. Dreierlei möchte er gerne haben. Die ersten beiden kennen auch wir, aus unseren Lebensentwürfen: Ansehen in der Welt, einen hohen Bekanntheitsgrad, Prominenz (*ere*) und dazu eine ausreichende Anzahl an Wertgegenständen, ausführlicher gesagt: Besitz, Vermögen, Eigentum (*varnde guot*). Seit Walther haben sich unsere Begehrlichkeiten offenbar nicht stark verändert. Also: Neu ist das nicht.

Oder doch? Was den mittelalterlichen Dichter nämlich beschäftigt, ist nicht so sehr die Liste seiner Wünsche, sondern deren Verhältnis zueinander. Er fragt: Wie schaffe ich es, sie alle unter einen Hut zu bringen, „in einen schrin“ (wie er es ausdrückt)? Mit anderen Worten: Wie viele Freunde kann ich mir mit meinem Geld kaufen? Verschafft mir die Macht meines Vermögens Anerkennung und richtigen Beifall? Oder auch so: Wie hoch kann ich mit meiner Abfindungsforderung gehen, ohne an gutem Nimbus und Glanz in der Öffentlichkeit einzubüßen?

Plötzlich klingt dieser Walther schon nicht mehr ganz so anachronistisch.

Von seinem dritten Wunsch war hier noch gar nicht die Rede: Er möchte außerdem trotz all dieser irdischen Annehmlichkeiten keinen Schaden an seiner Seele nehmen (er sucht, sagt er, nun wieder vollends unzeitgemäß, *gotes hulde*, d.h. Gnade). Wie das nun aber zusammengehen soll, ein Lebensprogramm aus drei so widersprüchlichen Wünschen, das ist uns Heutigen ganz und gar nicht nachvollziehbar.

Wir haben es lieber einfach. Wir geben uns schnell und einseitig mit der Schlichtheit des Tunnelblicks zufrieden, mit Alternativlosigkeit. Vielleicht, weil wir nicht, wie manche sagen, „vernetzt denken“ können. Weil wir Widersprüche nicht mögen. Vor allem aber wohl deshalb, weil uns völlig die Fähigkeit abhanden zu kommen scheint, mehrere miteinander nicht sofort harmonisierbare Dinge gleichzeitig im Auge zu behalten. Für die Gleichzeitigkeit, die gleiche Bedeutung zweier verschiedener Ziele haben wir noch einigermaßen passende Metaphern zur Hand (das Bild der Waage), aber für mehr als zwei reicht es anscheinend nicht mehr (dem „Spiel mit drei Bällen“ etwa fehlt der nötige Ernst). Wenn die Wirtschaftspolitik gar vier große Ziele gleichzeitig verfolgen soll (Wachstum, Vollbeschäftigung, Preisstabilität und eine ausgeglichene Zahlungsbilanz), so ist das für sie gleich ein „magisches“ Viereck – falls sie überhaupt noch von der Gleichwertigkeit dieser Ziele spricht.

Und nun kommen wir zu Hans-Jochen Vogel. Er erinnert in dieser Nummer nicht an ein nur singuläres

Ideal, sondern an die – wörtlich – „Zusammenfügung“ der drei traditionellen sozialdemokratischen Ziele für politisches Handeln, nämlich die Herstellung von Freiheit und Gerechtigkeit und Solidarität. Nicht zuletzt seine eigene Partei darf sich hier daran erinnern fühlen. In den vergangenen Jahren zumindest stand dort die deregulierte Freiheit eher allein auf der Agenda, viel höher jedenfalls als die zwei anderen Maximen, die aber für den Zusammenhalt einer Gesellschaft ebenso nötig sind.

Fast wie ein Echo dazu aus der Literaturwissenschaft liest sich der Beitrag von Dietrich Krusche über gewandelte Erzählperspektiven: Er stellt fest, dass der sogenannte auktoriale (der „allwissende“) Erzähler immer weiter zurücktritt zugunsten eines subjektiven Ich-Erzählers. Das heißt, die Literatur der Moderne hat nicht länger mehrere Blickwinkel, sondern nur noch einen; es wird nicht mehr die Innerlichkeit mehrerer Personen beschrieben, sondern nur noch Erlebnisse einer einzigen; die Prosa ist nicht mehr „poly-“, sie wird „monozentrisch“.

Aber es gibt Gegenbeispiele. John Ralston Saul beschreibt in diesem Heft eine kanadische Politik, die dem Einwanderer zwei sehr heterogene Dinge übergibt: nicht nur staatsbürgerliche Rechte, sondern dazu die Mitverantwortung für die gesamte Vergangenheit des Landes, sogar seine ausdrücklich genannten sehr dunklen Kapitel (man stelle sich das einmal für Einwanderer in Deutschland vor).

Oder Warren Beatty, Hollywood-Star. In seiner Rede vor Hochschul-Absolventen entzieht er sich jeder vereinfachenden Kategorisierung: Er ist reich, aber er verlangt dem Gemeinwohl zuliebe höhere Steuersätze für seinesgleichen; er ist berühmt, aber er hält sich nicht deshalb schon für einen Gouverneur von Kalifornien; er fordert die persönliche Freiheit und gleichzeitig eine „soziale Demokratie“.

Oder Hans-Peter Bartels, der aus klug differenzierender Sicht („Neo-Institutionalismus“) über das „angemessene Verhalten“ von Akteuren in einer Gesellschaft referiert und gegen den noch herrschenden Trend heute behutsame Interventionen eines „selbstbewussten Staates“ verlangt.

Und nun wird dem Beobachter auch die oft seltsam zögerliche, inkohärente, sprunghafte Politik Russlands verständlich: Es ist, wie Tatjana Parkhalina hier beschreibt, die Konfusion einer ungewohnten, ja nicht einmal anerkannten Heterogenität von Zielen, Herausforderungen, Zwangsläufigkeiten nach dem ideologisch „einfachen“ Leben im Sowjetsystem.

Was wir uns also wünschen: schlechte Zeiten für die Vereinfacher, die *terribles simplificateurs*. Die Situation bleibt gespannt.

Übrigens: Walther von der Vogelweide in seinem Gedicht (es „herrscht die Gewalt; Friede und Recht sind auf den Tod verwundet“) hatte keine Ahnung, wie sich seine drei Ziele vereinbaren ließen. Er hat deshalb aber kein einziges aufgegeben.

Der Herausgeber